

(Nachdruck verboten.)

## 21) Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Die Söhne Tommaso Vescepiés und Stepanida Roudaks waren Franzosen. Sie besaßen das Temperament solcher, deren Geistesrichtungen, selbst ihren Patriotismus. Von der ausländischen Abstammung der Brüder, von ihren Vorfahren mit dem Zigeunerblut war denselben nur eine besondere Eigenschaft geblieben, die zu bemerken ist. In den zivilisierten Nationen findet man das poetische Träumen, diese Gabe einer liebeerfüllten, gemütvollen Idealität, diesen schöpferischen Fruchtboden, der in der Gehirnflüssigkeit der Literaturen ausgebreitet schwimmt, nur in den besseren Gesellschaftsschichten und ist dieselbe, abgesehen von sehr seltenen Ausnahmen, das Privilegium der höheren und gebildeten Klassen. Die beiden Brüder jedoch hatten ihrerseits einen Teil von jener träumerischen, beschaulichen, ich möchte sagen: literarischen Natur geerbt, welche den unteren Klassen der Völkerschaften, die noch halb wild und unkultiviert inmitten des heut an Schulen so reichen Europas leben, zu eigen ist; und zu zahlreichen Malen entschlangen sich den beiden Jünglingen aus dem Volke jene lyrischen Gedankenflüge und Seelenstimmungen, aus denen auch der elendeste und unwissendste Zigeuner die Variationen formt, die er den Wipfeln der Bäume, den Sternen der Nacht, den silbernen Mergen, den goldenen Mittaggen auf seiner Geige spielt.

Beide Brüder, gleichweis empfänglich für jene magnetische Sprache, welche die Dinge der Natur Tag und Nacht stummberedt zu den höher organisierten Wesen, den verständnisvollen Erwählten sprechen, waren indes von einander sehr verschieden.

Bei dem älteren Bruder gehörte seine Neigung zur Reflexion und die sinnende Geistesrichtung seines durch eine eigenartige Gehirntätigkeit überreizten Wesens ganz seinem Beruf der Ausübung physischer Kraft und Gewandtheit an, der Erfindung neuer, fast stets unausführbarer gymnastischer Produktionen, dem Erfinden neuer Clownszenen, die fast immer unmöglich zu realisieren waren, dem geistigen Gebären einer Art von Wundern, die er von Nerven und Muskeln des Körpers forderte. Selbst auch an der praktischen Ausführung seiner Produktionen gab Gianni seiner Reflexion und dem, was er sich dabei gedacht, einen großen Anteil, und sein Lieblingsgrundlag war: ein gymnastisches Stück recht auszuführen, erfordere eine Viertelstunde Arbeit und drei Viertelstunden Nachdenkens.

Der jüngere Bruder, in glücklicher Unwissenheit verblieben und in seiner ersten Erziehung nur durch das ausgebildet, was er aus dem schwachen Erzählen des vielgereisten Vaters entnommen, wenn man beim Vergausteigen des Weges plaudernd zu Fuße ging; überdies trägeren Geistes als Gianni und mit einer größeren Neigung als er, unbekümmert ins Blaue hineinzuleben: mit einem Wort, mehr als dieser der sorglose Bohemien von Wald und Feld — und eben deswegen mehr Poet als er — lebte in einer glücklichen, lachenden, sinnesfrohen Gedankenwelt dahin, der in rascher Schnelle die drolligsten Gestaltungen entsprangen, Raketen einer gemütvollen Fröhlichkeit, tollnarrischer Excentricitäten. So wurde Nello der Arrangeur, der Ausgestalter der hübschen Details, der Verschönerer, der Kolorateur dessen, was sein Bruder an Ausführbarem erfand.

Zwischen den beiden Brüdern und den Gymnastikern und Kunstreitern des Zirkus entspann sich bald ein freundschaftliches Band, ein einiges und wahres Kameradschaftsverhältnis. In den Reihen dieser Künstler macht die Lebensgefahr ihrer Leistungen die althergebrachten Eifersüchteleien anderer Schaubühnen, zumal der eigentlichen Theater, schweigen; die Lebensgefahr, der alle Artisten gemeinsam und allabendlich ausgekostet sind, verbindet sie in einer Art militärischen Esprit de corps zu der fast brüderlichen Gemeinschaft von Soldaten im Felde. Man darf sogar sagen, daß das, was an Reid, an mißgünstigen Gefühlen aus dem Artistenleben früherer Zeit, der Zeit ihrer Verachtung und Niedrigkeit, den einen oder anderen unter ihnen vielleicht noch

gebliebenen wäre, sich abgeschliffen hat in ihrer besseren gesellschaftlichen Stellung, in der Beachtung, die sie gegenwärtig finden, in dem Ansehen, dessen sich ihr Stand heut erfreut.

Uebrigens waren beide Brüder wohlgeeignet, dem Kreise ihrer Kollegen sympathisch zu sein. Der Ältere war von dem gediegenen Wesen des aufrichtigen, gutmeinenden Kameraden, auf dessen ernstem, nachdenklichen Gesicht sich jeweilig ein gütiges, freundliches Lächeln, mit dem ruhigen, etwas melancholischen Ausdruck der Züge erhellend vereinte. Der Jüngere seinerseits hatte im Fluge aller Herzen erobert durch seine liebenswürdige Geselligkeit, seine lustigen Späße, selbst durch kleine Neckereien, die er, ohne zu verletzen, in Szene zu setzen wußte; durch das Leben, die Beseelung, das Geräusch, das er in die Langeweile, die Eintönigkeit gewisser Tage zu bringen wußte; durch das unbeschreiblich Einnehmende eines anmutigen, gefälligen, erheiternden Wesens in einem Kreise sorgenvoller Existenzen, — durch jenen die Runzeln von den Stirnen scheidenden Reiz, den er von seiner Kindheit an stets wachgerufen und um sich her verbreitet.

Passioniert, wie beide für ihren Beruf waren, widmeten die Brüder den Zirkusvorstellungen, und zumal denjenigen des Cirque d'été, warmes Interesse. Sie fühlten sich wohl in dem großen Stall mit seinem Getäfel von Eichenholz, seiner freiliegenden Eisenkonstruktion, seinen Boxen, geschmückt mit dicken Lammzapfen in Bronze, seiner gefälligen metallenen Architektur, die sich unter dem Licht der goldenen Kronleuchter in den hohen Spiegeln an beiden Enden des Raumes widerspiegelte und sich in diesen bis ins Unendliche zu verlängern schien, — dem Stall, durchtönt von dem Klirren der Halfterketten seiner sechzig Pferde, erfüllt von den unruhigen Bewegungen derselben unter ihren braun und gelb farierten Decken, von dem mutigen Blitzen ihrer Augen. Selbst die Aufhäufungen all der ihnen wohlbekannten, wohlbekundeten Dinge in entlegenen Nebengelassen: der großen weißgestrichenen Leitern, der kreuzförmigen Ständer für den Seiltanz, der Fahnen, der Bänder, der mit gekräuseltem Papier geschmückten Reifen, des kleinen rotgestrichenen Wagens zum Herumfahren des Pferdes, das, mit den Hinterrufen nachrottend, mit den Vorderfüßen auf ihm steht; des Sprungbrettes in Gestalt einer Schleife, all des vielfachen Zubehörs zu den verschiedenen Produktionen, in seiner Dunkelheit und seinem kaleidoskopischen Wilde halbgehehen durch die Türen schlecht verschlossener Seitenräume, erfreuten ihre Augen, die ein Vergnügen daran empfanden, es allabendlich von neuem zu erblicken — samt dem großen Steintrog mit dem taktmäßigen Fallen seiner Wassertropfen und mit der Stundenuhr, die, von Stunde zu Stunde schlummernd, in ihrem Holzgehäuse oberhalb der Tür ruhte.

In diesem Raum, unter dem Hufstampfen und dem Wiehern der Pferde, fanden die Brüder zugleich das Treiben, die Belebtheit, die Zerstreuung, wie der Schauspieler sie hinter den Kulissen des Theaters findet. Hier stand unter dem kleinen schwarzen Holzrahmen ohne Glas, der auf ein Blatt Briefpapier geschrieben das Programm der Darstellung enthält, mit der einen Hand auf die Stallbarriere gestützt, in der anderen eine Reitpeitsche auf dem Rücken, ein „Gentleman rider“ bei einer Gruppe wohlleingepackter Damen mit blauen Seidencachenez um den Hals, deren Bippel über ihre Schultern geschlagen waren, und plauderte englisch mit ihnen. Dort spielten zwei zottelköpfige kleine Mädchen umher, das Haar oben auf den Köpfen mit cerisieroten Bändern zusammengebunden und mit lastanartigen Paletots bekleidet, die, wenn sie sich ein wenig öffneten, Leile Trikots sehen ließen. Seitwärts gab ein Mann in roter Weste einem Pferdehuf einige Pinselftriche. Im Hintergrunde waren vier bis fünf Clowns zu einem Kreise zusammengetreten, welche sich, ernst wie die Toten, damit unterhielten, einander begrüßend, sich gegenseitig einen schwarzen Zylinderhut durch eine kurze, rasche Bewegung des Genicks von dem Kopf des einen auf den Kopf des anderen zu schießen, so daß der Hut die Kunde über sämtliche Flachsperücken machte. Ein wenig weiterhin stattete eine alte Frau, eine Zeitgenossin von Franconi Vater, den Pferden ihre allabendliche Visite ab, sprach zu ihnen alle und streichelte sie mit ihrer pergamentenen Hand, während ihr zur Seite ein Miniaturgymnastiker von fünf Jahren an einer Apfelsine kaute, die man ihm geworfen.

Im Eingange eines inneren Korridors hüllte sich eine Reiterin, die soeben von ihrer Arbeit kam, in einen schottischen Mantel ein und schob ihre Füße mit den Schuhen von weißem Atlas in türkische Pantoffeln; an der anderen Mündung des Korridors, belebt von jungen Stallknechten mit hohen Stiefeln und dem Scheitel in der Mitte der zierlich gefräuften Haare, radebrechte ein „August“ in brandroter Perrücke und mit rotgefärbter Nase Deutsch zu einigen magreren Stallknechten mit Gesichtern wie aus Buchsbaum geschnitten und Augen farblos wie Wasser. Endlich am Eingange zur Manege, dicht an der Gardine durch welche hin und wieder der Beifall des Publikums tönte, wurden soeben auf einige Hunde, welche Sättel trugen, Affen als Reiter gesetzt, auf deren Ohren Gendarmen-Dreiecke befestigt waren.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Automobil in feuersgefährd. \*)

Nach zwei Stunden regnete es in Strömen, und die Straße wurde sofort unpassierbar, so daß wir an einem Eisenbahnübergang Zuflucht im Bahnhofsgebäude suchten. Wir wollten nicht wieder zur Umwicklung des Rades mit der Kette greifen, um durch diesen Schmutz zu kommen. Ich habe zu erwähnen vergessen, daß das Vorderrad mit der Kette keine Unzuträglichkeiten, sogar sehr schwerer Art, im Gefolge hatte, die es uns unrätlich erscheinen ließen; die Kette zerschneidet den Pneumatikreifen und, was schlimmer war, sie beschädigte die Speichen des Rades, indem sie ihre Befestigung am Radfranze lockerte. Das linke Laufrad begann uns Sorge einzufloßen; es hatte Risse in den Speichenhöhlungen und mürbte mitunter. Ein Radbruch bedeutete, unrettbar auf der Straße liegen zu bleiben. Wir mußten vorsichtig sein.

Uebrigens hatte uns Sibirien gelehrt, die Ungeduld zu befeuern. Es brachte uns etwas von dem Fatalismus bei, der den Grundzug des slavischen Nationalcharakters bildet und der wahrscheinlich gerade von der Gewohnheit herrührt, sich unüberwindlichen Schwierigkeiten gegenüberzusetzen, die der Rauheit des Klimas entspringen. Man kann dort draußen das dringendste Geschäft zu erledigen haben, man kann unter dem Druke der größten Noilage stehen, aber wenn das Wetter halt gebietet, muß man sich dazwischen fügen und gehorchen. Die Notwendigkeit, sich vor dieser Gewalt zu beugen, unabsehbar lange Zeit zu warten, breitet schließlich Heiterkeit über diesen erzwungenen Verzicht auf die eigene Unabhängigkeit; man unterwirft sich instinktiv den höheren Mächten; man beugt gelehrt und ohne Widerstreben das Haupt vor dem Wetter wie vor den kaiserlichen Klafen, vor der Ueberschwemmung wie vor den Anordnungen der Polizei. Bei dem einen wie bei dem anderen sagt man: „Nitscheno!“ Der oberste Autokrat Rußlands ist nicht der Zar, es ist das Klima.

Wie lange Zeit werden wir hier liegenbleiben müssen? Der Himmel war dunkel und mit Regen beladen, als hätte es überhaupt noch nie geregnet! Der Bahnhofsdiener erklärte, wir hätten noch etwa 60 Kilometer des schlechtesten Geländes vor uns, dann aber würde die Straße auch bei Regenwetter gut, weil sie sandig sei. Nach einer Stunde bemerkten wir, daß die Wolken nicht mehr von Westen nach Osten zogen, sondern in Unordnung und in phantastischer Flucht geradeswegs nach Süden getrieben wurden. Der Wind war also umgeschlagen. Wir waren dahin gelangt, daß wir uns besser auf die sibirischen Winde verstanden als die Kalendermacher. Westwind: „Regen“; Südwind: „Veränderlich und Nebel“; Nord- oder Ostwind: „Heiter“! Es regnete noch immer, aber wir waren so fröhlich geworden, als sei die Sonne bereits zum Vorschein gekommen. Wir selbst heiterter uns früher auf als der Himmel. So bestiegen wir die Maschine, ohne länger zu warten, und fort ging es.

Nach keine Stunde war vergangen, so wurde das Wetter ausgezeichnet, die Straße gut, auf vielen Strecken sogar sehr gut. Wir rechneten manchmal eine Geschwindigkeit von 50 Kilometern in der Stunde aus und hielten bequem eine mittlere Geschwindigkeit von 35 Kilometern. Das unendliche Panorama der Steppe entrollte sich mit gleicher Eintönigkeit. Dörfer waren vereinzelt und bestanden aus sehr kleinen Jöbas; es fehlt in diesen Gegenden an Holz, und die armseligen Häuser Ostsibiriens und Transbaikaliens würden hier Palästen gleichen. Wir erblickten winzige Wohnungen, in denen die hochgewachsenen Ruschiks gewiß immer sitzen mußten wie die Heiligen auf den Fresken Giotto's. Die Sonne begann glühend heiß zu brennen.

Ohne Unfall hofften wir bis Omsk zu gelangen. Aber gegen Mittag befanden wir uns in einer unvorhergesehenen Gefahr, die die schlimmsten Folgen hätte nach sich ziehen können. Ganz plötzlich verspürten wir einen Brandgeruch, und als wir uns sofort umwandten, bemerkten wir, daß die Maschine eine dicke Rauchwolke hinter sich ließ. Der Rauch strömte unter dem Wagen hervor.

„Die Bremsen!“ riefen wir; „die Bremsen brennen!“

Wir hatten schon einen solchen Unfall erlebt und waren daher auch über seine Entstehungsursache keinen Augenblick im Zweifel. Wir brachten das Automobil zum Stehen und sprangen ab. Flammen loderten empor. Die Lage war diesmal sehr ernst. Die große Geschwindigkeit hatte uns infolge des Luftzuges daran verhindert, den Brand sofort zu bemerken. Das Feuer mußte viel eher ausgebrochen sein, ehe sich der Geruch bemerkbar machte. Die Flammen, die während der Fahrt infolge des Luftzuges und des gewaltigen Windstromes, den die rasende Umdrehung des Geschwindigkeitstriebes erzeugte, niedergehalten worden waren, schlugen jetzt flackernd in die Höhe. Die Ursache des Feuers lag in der übermäßigen Reibung der Bremse, die sich von selbst anlegte infolge einer Beschädigung, die wir nicht erkennen konnten, ohne die Maschine auseinanderzunehmen. Diesmal hatte sich nicht nur das Schmierfett der Bremse entzündet, sondern es begann auch schon der hölzernen Fußboden der Karosserie zu brennen. Wir befürchteten die sofortige Explosion des Benzins, von dem wir in den Behältern gegen 200 Kilo mit uns führten!

Die geringste Beschädigung des Rohres, das das Benzin in den Motor leitet und das wenige Zentimeter von der Flamme entfernt war, hätte genügt, eine Katastrophe herbeizuführen.

„Wasser! Wasser! Rasch!“ riefen wir.

Früher hatten wir mit Leichtigkeit Wasser in der Nähe gefunden. Ich ergriff einen Topf und stürzte zu den Gräben, die sich zu beiden Seiten der Straße hinzogen. Sie waren trocken. Vergebens suchte ich wenigstens nach feuchtem Straßenschmutz im Grase. Der sandige Boden war wie ausgedörrt. Fünfzig Schritte vor uns befand sich eine kleine Brücke. Unter ihr würde ich doch sicherlich Wasser finden, wenigstens eine Lache. Atemlos lief ich hin. Nichts!

„Nur!“ riefen wir uns zu.

„Bereiten wir Sand darauf!“

„Lappen! Wo sind die Lappen?“

„Die Kleider!“

Ettore warf seinen wasserdichten Mantel über die Flamme, der Fürst seinen Pelz. Das entzündete Fett verlöschte, aber die Karosserie brannte noch immer. Wir rissen die Diefen heraus, löschten sie mit Erde, schabten die brennenden Stellen mit dem Messer heraus und ließen die ganze verengte Oberfläche zu Asche werden. Endlich waren die Flammen gebändigt; mit Lappen, die wir mit dem wenigen, von dem Kühlapparat herabtröpfelnden Wasser befeuchteten, erstickten wir den Rest des Brandes. Wir spähten nach jeder Spur von Rauch und beobachteten das Automobil so lange mit gespanntester Aufmerksamkeit, bis wir die Ueberzeugung gewannen, daß die Gefahr vorüber war. Dann stiegen wir einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus und betrachteten uns lächelnd und ein wenig geistesabwesend.

„Auch diesmal ist es also gut abgelaufen!“ riefen wir aus.

„Die Maschine so weit zu bringen, um zu sehen, wie sie hier mitten in der Steppe in einem Feuerwerk zugrunde geht!“

„Ein Glüd ist es nur, daß wir den Brand noch rechtzeitig bemerkten!“

„Wenn das Benzin explodiert wäre, wären wir alle drei in die Luft geflogen!“

„Auf die Maschine! Auf die Maschine! Es ist schon spät!“ mahnte der Fürst.

„Nach Omsk, nach Omsk!“

Ettore hatte die beschädigte Bremse ganz herausgenommen und verzichtete darauf, sich ihrer in Zukunft zu bedienen. Es blieb nur noch die Handbremse, die nicht so rasch wirkte wie die Fußbremse, aber gewiß ebensoviel leistete. Dann setzten wir die Fahrt fort.

Bei dem Dorfe Jurjewo hatten wir über einen kleinen Fluß zu sehen. Die Bauern fürchteten vielleicht, das Automobil könne das Fährboot beschädigen, denn sie wollten uns um keinen Preis übersehen.

„Das Boot,“ sagten sie, „ist für Menschen, für Pferde und für Telegas bestimmt. Das ist weder ein Mensch, noch ein Pferd, noch eine Telega; also kann es nicht übergesetzt werden.“

Alle Beredsamkeit des Fürsten vermochte sie nicht umzustimmen. Da kam aber das Schreiben des Ministers zum Vorschein! Eine Viertelstunde später waren wir am anderen Ufer des Flusses.

Kurz vor Omsk setzten wir zum zweiten Male über den Ort. Eine Kette Ruschiks in ihren Sonntagskleidern wohnten am jenseitigen Ufer der kurzen Ueberfahrt bei. Die Art unserer Fortbewegung erschien der Standesperson eines benachbarten Dorfes im höchsten Grade verdächtig. Der Mann, der halb wie ein Bauer gekleidet war, aber eine Beamtenmütze trug, benutzte den Umstand, daß wir, um Wasser in den Kühler zu füllen, halten mußten, dazu, ein Altentück zu holen und im Lausfschritt zurückzukehren. Wir wollten gerade unsere Fahrt wieder aufnehmen, als uns der Mann in gebieterischem Tone „Halt!“ zurief.

Wir betrachteten ihn mit einer Gleichgültigkeit, die seine Amtswürde schwer verletzen mußte, denn er rief empört:

„Halt! sage ich, halt!“

„Nein! Wir hatten schon viele dieser kleinen Dorfschpoten kennen gelernt, die sich die Miene geben, sogar den Lauf der Flüsse lenken zu können, die ihre Macht mißbrauchen, um dem Nächsten alle möglichen Schikanen zu bereiten, die, unwissend und habgierig, uns nach Namen, Vornamen, Stand, Nationalität gefragt, Erklärungen aller Art abgefordert und die gegebenen Antworten

\*) Aus: Fürst Borghese-Vergini. Feling-Paris im Automobil. (Leipzig. J. A. Brodhans. Geb. 10 M.)

feierlich in ein Notizbuch eingetragen hatten, wobei sie uns mit der strengen Miene eines Richters ansahen. Einen Fremden behandelten sie nur darum als Verbrecher, weil er ihr Machtgebiet passierte! Rein, der gute Mann möchte rufen, soviel er wollte: wir hatten keine Lust, die Zahl der unberichtigten Aufenthalte zu vermehren, ein albern Verhör zu bestehen, die Papiere vorzuzeigen, um jenem Miniaturkrieger eine Genugthuung zu bereiten. Er rannte aus Leibeskraft hinter uns her und schrie fortwährend:

„Halt, im Namen des Gesetzes!“

Da erhob ich mich, drehte mich um, und indem ich mich am Gepäl anhielt, schnitt ich unserem Verfolger mit würdevollem Ernst die abscheulichste Grimasse, die ich vor langen, langen Jahren in der Schule gelernt hatte! Starr über solche Frechheit, blieb er stehen, und wir fuhrn lachend weiter.

## Kleines feuilleton.

Der Palmenwald von Elche. Den größten Wald bildet die Dattelpalme in Europa bei der Ortschaft Elche in Spanien. In der Ferne gleicht der Palmenhain einem dicht geschlossenen Kiefernwalde. Kommt man näher, so sieht man in scheinbar endlose Palmenhaine hinein, von Palmen des verschiedensten Alters, deren auf den schlanken Stämmen im Winde sich grazios wiegenden Kronen wegen des unaufhörlichen Aneinanderschlagens der Lafterlangen, glänzend grünen Fliederblätter ein eigentümliches Rauschen hervorbringen. Ein hellgrünes Unterholz, übersät von brennend scharlachroten Blumen, bedeckt in scheinbar dichten Beständen den Boden der Haine, so weit wir sehen können: es sind in voller Blüte stehende Granatäpfelbüsche, die hier unter dem lichten Schirme der hochaufragenden Palmen vortrefflich gedeihen. Ueberall sind die flechtigen Bewohner der hier und da zwischen den braunen Schuppenstämmen hervorleuchtenden Häuschen und Häusergruppen mit der Bearbeitung des Bodens, mit dem Ausrotten von Unkräutern, mit der Ausbesserung der Wasserleitungen usw. beschäftigt. Endlich zeigt sich auch die Stadt Elche selbst, die einen ganz maurischen Eindruck macht, ob schon die Mauern, die ersten Begründer des Palmenwaldes, längst von der spanischen Erde vertrieben sind. Der Wald selbst „mißt“ drei Stunden im Umfange und enthält an 100 000 Stämme. Das zu seiner Bewässerung erforderliche Wasser liefert der aus den Gebirgen im Norden kommende Vinalapó, dessen breites sandiges Bett aber innerhalb des Gebietes von Elche völlig wasserleer ist, indem sein Wasser mehrere Stunden oberhalb der Stadt durch einen kolossalen von den Mauern erhalten, das ganze Flußtal absperrenden Damm zu einem gewaltigen seeartigen Bassin (pantano de Elche) aufgestaut worden ist. Von diesem mit Schleusen versehenen Werke leitet man das Wasser in die Kanäle, die sich in ein förmliches Adernetz zerteilen und das befruchtende Raß über die ganze weite palmenbedeckte Fläche verbreiten. Diese besteht aus zahllosen, durch Mauern getrennten Gärten. Jedes Grundstück ist in große regelmäßige Vierecke eingeteilt, die durch breite, sich rechtwinklig schneidende Sandwege geschieden sind. Um jedes solches Viereck ist eine Reihe von Palmen gepflanzt, weshalb auch jeder Garten von oft vielen sich rechtwinklig kreuzenden Palmenalleen durchschnitten erscheint. Rängs der Begeränder laufen seichte, aus Backsteinen gemauerte Rinnen hin, die sich um jeden Palmenstamm erweitern, worin das Wasser zirkuliert, dessen Verteilung durch eine besondere, schon von Mauern eingesezte Beförderung sorgsam überwacht wird. Die Vierecke selbst dienen zum Anbau von Feld- und Gartenerzeugnissen, darunter auch Baumwolle, namentlich aber zur Zucht des in parallele Reihen gepflanzten Granatbaumes. Auch Feigen- und Orangenbäume sieht man in vielen Gärten. Die Dattelpalme erreicht um Elche, überhaupt in jenem Teile Spaniens eine Höhe von 10 bis 25 Meter und bringt ihre Früchte fast alljährlich zur Reife. Darum steht man auch in den Kronen mächtige Fruchtstolben mit Hunderten teils halbreifer — in diesem Zustande glänzend goldgelb gefärbten —, teils ganz reifer und roter Datteln herabhängen. Ihre Bewertung bildet den Haupterwerb von Elches Dase, in den sich die Stadt mit 33 kleinen, innerhalb des Waldes gelegenen Ortschaften teilt. Die Datteln verbrannt Spanien selbst, während die Haupteinnahme im Handel mit gebleichten Palmenblättern besteht, die man für die Palmsonntagprozession in ganzen Schiffsladungen aus den Häfen von Alicante und Westfrankreich verschifft. Natürlich ist diese Dattelpalme erst künstlich eingeführt, und das soll um 756 bei Cordoba mit einer Palme geschehen sein, von der man sämtliche spanische Dattelpalmen ableitet. Diefen gegenüber machen, wie Professor Willkomm schreibt, diejenigen Dattelpalmen wenig Eindruck, die man um Terracina in Unteritalien und an der Riviera um Bordighera zwischen S. Remo und Ventimiglia waldartig gepflanzt sieht. Denn auch dieser Wald soll noch etwa 4000 Stämme zählen. Wahrscheinlich auch erlangt die Palme in Spanien unter der sorgsamsten Pflege ihren höchsten Wuchs; denn wenn man z. B. die Pflanzungen der algerischen Sahara im Mitau daneben hält, wo die Stämme zwar einen Umfang von 8—9 Fuß, die Wedel eine Länge von 15—20 Fuß erreichen, so wird der Stamm doch selten über 30 Fuß hoch. Dennoch liefern die Palmen der Mitans (Nesseltäler) die besten Datteln Afrikas, und das ist die Hauptsache.

## Theater.

Neues Schauspielhaus. „Jar Peter“, Drama in vier Aufzügen von Otto Erler. (Die Buchausgabe erschien bei Callwey in München.) Die moderne Abneigung gegen das historische Drama und das historische Figurenbild ist wie in der veränderten, den Heroenkultus kritisch zerschendenden Gesichtsauffassung, so auch in der Schärfung des Blicks für das spezifisch künstlerische begründet. Es liegt in dieser Abneigung zugleich der Argwohn, daß Poet und Maler durch Mithilfe der von einer geschichtlichen Kostüm ausgelassenen Ideennoziationen ein Defizit von eigenmächtigem Können begleichen wollen. Zweifellos ist auch ein gewisses, bei flüchtigem Hinschauen ganz passables Mittelmaß der Leistung im Genre des historischen Schauspiels darum leichter zu erreichen, weil ja die zeitliche Distanz, die Fremdartigkeit von Milieu und Verhältnissen eine schärfere Kontrolle des psychologisch Möglichen nicht zuläßt. Die erfindende Phantasie hat in dem weiten und bequemen Rahmen der Historie ein verhältnismäßig leichteres Spiel; die größere Freiheit, die ihr hier gelassen wird, stellt nicht größere, sondern geringere Ansprüche an den kombinierenden Spürsinn.

Peter der Große ist in dem Zeitalter des sogenannten aufgeklärten Despotismus gewiß die zu dramatischer Behandlung noch am ehesten geeignete Herrschergestalt. Abstoßend bis zum äußersten in seinen meisten Gewalttätigkeiten und Ausschweifungen, und dennoch durch die ungeheure Energie, mit der er das Reformwerk der Europäisierung in seinem Babarenlande betrieb, Bewunderung erzwingend, vereinigt er die seltsamsten Kontraste; erscheint er als typisch ausgeprägte Uebergangsfigur, die in dem Zwiespalt ihres eigenen Wesens, wie in dem Kampf mit der Umgebung, Spuren eigenartiger, zu dichterischer Vertiefung anreizender Tragik aufweist. Dabei sind alle äußeren Requisiten: Verbrechen bis zum Morde hier in geradezu vernehmlicher Fülle gegeben. Kein Wunder, daß er zu so vielen poetischen Versuchen angezogen hat.

Ein Treffer hat sich darunter nicht gefunden, und auch Erlers Dichtung hätte aus dem ruhigen, weltabgeschiedenen Schlaf im Buchform nicht aufgestört zu werden brauchen. Das geschichtliche Bild erhält keine irgend padende Erweiterung. Die Handlung verläuft in einer Reihe von Unmöglichkeiten. Ins Zentrum rückt der Autor das Verhältnis des Zaren zum Prinzen Alexei. Die Idee, dem mächtigen Latmenschen einen Sohn von weich-zerkleinernder Empfindung gegenüber zu stellen, der Plan, den ohnmächtigen Grimm des Despoten über dies Naturspiel, das den Bestand all seines Willens in Frage stellt, zum Angelpunkt der Handlung zu erheben, lot an und für sich wohl weite Perspektiven, aber die Ausführung verflacht den Einsatz in theatralische Leere. Alexei interessiert nicht. Vor allem aber, es bleibt ganz unverständlich, wie Peter auf die wunderliche Idee verfällt, durch einen Handstreich — dadurch, daß er ihm die Führung bei einem Reiterangriff überträgt —, den Sohn von Grund aus umzuwandern. Noch unverständlicher ist der sentimentalische Erguß des Zaren bei der Weglegenheit. Aus Angst vor dem Geseckte flieht der Prinz ins Ausland, kehrt aber dann zur Krönung in den Krenl zurück, wo Peter, der durch ausgesandte Spione die falsche Nachricht seines Todes verbreiten ließ, rachsüchtig auf den Ahnungslosen lauert. Diese herausgerechnete, aber gänzlich undenkliche Situation der Scheintrönung wird zudem, um möglichst viel Spannung zu erhalten, maßlos gedehnt. Endlich erscheint der Zar und schlägt den von dem Thron Wegtaumelnden mit einer Hundepeitsche nieder. Unvermittelt nach dem Erzeß größter Brutalität hebt in dem Schlusssatz eine Art Apotheose Peters an: Der Zar entläßt die gesangenen Parteigänger Alexeis, spricht von Pflicht und Arbeit, von der Einsamkeit des Vaters, der seinen Sohn verloren. Sterbend durch Rentischlotts Hand, des Ehrgeizigen, in dem der Zar eine der feinsten verwandte Willenskraft wittert, bezeichnet Peter seinen Mörder als den Erben des Reiches.

Die Ausstattung war glänzend, malerisch der Aufbau der Volkshäuser. Hans Siebert, der neulich in der Freien Volkshäuser einen so trefflichen Fuhrmann Henjchel auf die Weine stellte, hatte an den Zaren offensichtlich großen Reiz gewandt. Er gab ein reiches naturalistisches Detail, aber das Dämonische konnte seine Art nicht wohl zum Ausdruck bringen. Harry Walden gewann der undankbaren Rolle des weinerlichen Prinzen im dritten Akte ein Reize sehr glücklicher Momente ab. Der Weisall war stark. Herr Erler konnte mehrmals erscheinen.

## Musik.

Mit Perlen und Diamanten, mit ungeniertem Herumschwärzen und Hineinklatschen begrüßte am Donnerstag ein sogenanntes distinguiertes Publikum die erste Vorstellung des „Neuen Operetten-Theaters“ unter Direktor Viktor Palfi. Nur erst durch ein Gastspiel im Berliner Theater konnte dieses neue Unternehmen vor die Öffentlichkeit treten, während an seinem eigenen Gebäude am Schiffbauerdamm noch gearbeitet wird.

Der erste Abend fand unter dem Zeichen des mit Recht erfolgreichen Operettenkomponisten Jacques Offenbach. Aufgeführt wurde der — nun auch schon über 40 Jahre alte — „Diaboli“. Die alte Geschichte von dem Ritter, der seine Frauen nach der Reife umbringen läßt, ist hier mit der heiteren Wendung verwerdet, daß der vom Ritter beauftragte Alchimist die Frauen nicht vergiftet, sondern hübsch für sich behält; zum

Schluss können sie alle sehr fröhlich bereint erscheinen. Die Komposition ist die richtige Operettenmusik: uftig mit musikalischer Würdigkeit, und zum Teil in ernsten, also um so uftiger wirkenden Formen. Noch mehr: man merkt die Absicht des Komponisten, das Ueberpathos der großen Opern ebenso zu öffnen, wie er beispielsweise in der „Schönen Helena“ die Verzerrung der Antike in der modernen Kultur verspottet. Namentlich eine Grabzene im dritten Akte scheint direkt eine Parodie auf Meyerbeer sein zu sollen. So erschwert sich allerdings die Aufgabe für die Sänger: sie müssen sowohl den leichtfüßigen wie auch den schwerfüßigen Stil beherrschen. Phila Wolff in der Rolle einer derben Bäuerin Boulotte, die dann Plaubarts sechste Frau wird, reicht an die Forderungen einer, wenn auch imitierten, pathetischen Gesangsweise nicht ganz heran; im übrigen freuten wir uns über diese neue Bekanntheit im Soubrettenfach. Etwas schriller im Ton, sonst aber ebenfalls über das Gewöhnliche hinaus sang Helene Merziosa eine Schäferin Fleurette, Plaubarts Siebente. Unter den übrigen Mitwirkenden wurde der Tenor Spielmann in der Titelfolle mit einem auffallenden Entgegenkommen des Publikums begrüßt; Spiel und Stimme verdiente es, die etwas wüste Behandlung der Stimme verdiente es weniger. Neben ihm mag ein zarterer Tenor, Karl Bachmann, ebenfalls erwähnt werden. Aus den zersprengten Bühnen „Zentral-Theater“ und „Theater des Westens“ erschienen einige Künstler hier wieder. Die Regie zeigte eine recht gute Vorbereitung und auch Sinn für Stimmung; zumal der schon in der Komposition bedeutende Anfang kam sehr wirkungsvoll heraus. Der Chor leistete besseres, als gewöhnlich geschieht; doch könnte auch hier der Fortschritt unserer „Komischen Oper“ in der eingehenderen Gliederung der Chormassen herübergenommen werden.

Dag die Offenbachsche Musik nicht tief geht, wissen wir; doch sie hat ihr vorbildliches Verdienst: sie ist elastisch, plastisch und drahtisch.

### Technische.

Die neueren elektrischen Straßenlampen. Die moderne Beleuchtungstechnik sucht nach Vorteilen, die sich mit neuartigen elektrischen Lampen in der Straßen- und Begebeleuchtung im Gegensatz zu den älteren Bogen- und Kohlefadenglühlampen erzielen lassen. Eine Flammenbogenlampe gibt in der Regel die gleiche Lichtmenge wie eine gewöhnliche Bogenlampe von gleichem Kraftverbrauch, sie wird deshalb als Lichtquelle auf freien Plätzen von großem Nutzen sein und den Ort besser erhellen. Das Verhältnis der Lichtwirkung gestaltet sich um so günstiger, je größer die zur Platzbeleuchtung verwendete Flammenbogenlampe ist, auch werden die Anlage- und Unterhaltungskosten einer derartigen Lichtquelle mit deren Stärke geringer. Bei geschlossenen schmalen Straßenzügen aber verringern sich die Vorteile des Flammenbogens, weil die Lampe sehr hoch gehängt werden muß. Wird sie in den Straßen niedriger angebracht, so blendet nämlich ihr scharfes Licht zu stark und bildet geradezu eine Belästigung, wenn nicht eine Gefahr für den Verkehr. Das bunte Flammenbogenlicht, an das wir uns schnell gewöhnen, ist mit gutem Erfolg in der Straßenbeleuchtung der Eisenbahnen eingeführt worden. Neuerdings werden auch Versuche mit der Quarz- oder Quecksilberdampflampe in der Straßenbeleuchtung gemacht, die noch weniger kostspielig und auch leichter zu bedienen sein dürfte. Durch ihre Verwendung ist eine Lichtverbesserung um etwa 150 v. H. zu erreichen. Die Metallfadenglühlampen erfordern natürlich schon deshalb hohe Unterhaltungskosten, weil viele Einzelampeln im Betrieb nötig sind. Die Einschränkung der Zahl ist nur möglich, wenn die Größe und damit die Lichtstärke der einzelnen Lampe gesteigert werden kann. Dann müßten sie aber auch wieder sehr hoch aufgehängt werden, und das läßt sich in engen Straßenzügen nur schlecht oder gar nicht ermöglichen, ohne daß die Beleuchtungswirkung geschmälert wird. Bisher wurden 50- und 100kerzige Metallfadenglühlampen zur Straßen- und Begebeleuchtung mit Vorliebe gebraucht und können auf freien Plätzen mit den 80 bis 160kerzigen Intensiv-Kernlampen, sowie auch mit der Miniaturlampe nach dem Urteil des „Elektrischen Anzeigers“ durchaus in Wettbewerb treten. Die Kernlampen haben sich als Straßenbeleuchtungsmaterial überhaupt wenig bewährt, weil sie gegen Temperatureinflüsse sehr empfindlich sind. Osmium-, Osram-, Wolfram- und Zirkonlampen, die zu den Metallfadenglühlampen gehören, verlangen entweder eine senkrechte Stellung oder zum mindesten eine solche in unveränderlicher Lage. Zu dem sind sie sehr empfindlich gegen Erschütterungen, auch führen sie nicht selten zu Kurzschlüssen und dürfen deshalb niemals ununterbrochen mit Strom beschickt werden. Die normalen Kohlefadenglühlampen verbrauchen etwa 3 bis 3,7 Watt Kraft für jede Normalkerze und erfordern bei 600 bis 800 Stunden Brenndauer kaum mehr als 0,1 bis 0,2 Pf. an stündlichen Kosten. Die Osmium- und die Kernlampe brauchen etwa 1,4 bis 1,7 Watt pro Normalkerzenstärke und ihre Lebensdauer kann auf über 1000 Brennstunden veranschlagt werden; die Nebenkosten schwanken bei beiden zwischen 0,4 und 0,8 Pf. pro Stunde. Die gewöhnliche Bogenlampe mit transparenter Heberglocke hat mit 0,9 bis 1,2 Watt pro Kerze einen Lichtlohlenverbrauch von 1 bis 2 Pf. pro Lampe und Brennstunde. Die Flammenbogenlampen verbrauchen etwa 0,3 bis 0,5 Watt, und die Unkosten betragen pro Lampe und Stunde 1 bis

1,5 Pf. mehr als bei gewöhnlichen Bogenlampen. Die Quarzlampen verbrauchen zur Lichterzeugung etwa 0,25 bis 0,30 Watt pro Kerzenstärke. Die Nebenkosten sind noch nicht genau festzulegen. Das statistische Material zeigt, daß sich in der modernen Beleuchtungstechnik der Wettbewerb gegen das Gasglühlicht noch mehr verschärft und daß die elektrischen Flammenbogenlampen bis jetzt einen vollendeten Sieg über das Gaslicht und Gasglühlicht auch vom wirtschaftlichen Standpunkt davongetragen haben — eine Behauptung, die allerdings von den Vertretern der Gaschnik kaum ohne weiteren Kampf zugestanden werden wird.

### Humoristisches.

— Einziger Ausweg. Bäckermeister: „Ich muß unbedingt den Preis für die Semmeln erhöhen. . . Keiner kann ich sie jetzt nicht mehr machen!“

— Verblümt. . . . Niemand weiß, wie dieser Mann so rasch zu Vermögen gelangte. Als er hierher kam, hatte er nur zehn Mark in der Tasche! — „Es gibt ja noch andere Taschen!“

— Gute Ausrede. „Was seh' ich, Herr Müller, Sie essen Gansbraten? Sie haben mir doch gesagt, Sie wären Vegetarianer!“ „Bin ich auch; aber heute ist Mittwoch, und am Mittwoch halten wir Vegetarianer Fasttag!“

— Offenherzig. „Aber Kind, jetzt hast Du schon wieder vom Obst genascht! Macht es Dir denn gar nichts, so ungezogen zu sein?“ — „Doch, Tante — viel Vergnügen!“

(Liegende Blätter.)

### Notizen.

— Vorträge. Sonnabendabend 8 Uhr findet in der Singakademie der erste Vortrag von Wilhelm Bölsche über „Tierseele und Menschenseele“ statt.

— Ludwig Fuldas neues fünftätiges Lustspiel „Der Dummkopf“ wurde im Wiener Burgtheater abgelehnt.

— Die Redaktion der „Neuen Welt“ bittet unsere Leser, in der am Sonntag erscheinenden Nummer der „N. W.“ einen sinnförenden Druckfehler berichtigen zu wollen. Er findet sich in der Notiz über die Entwürfe zum Auer-Denkmal. In der dritten Zeile ist aus dem „Geburtstage“ ein „Todesdag“ geworden.

— Polenliederschicksale. Polenlieder sang einst das deutsche Bürgerthum in seiner revolutionären Maienblüte, und sicher hat auch manch einer aus Sympathie mit den unterdrückten Polen damals polnisch gelernt. Heute ist das Polnischreden und -singen schon den Polen selbst verboten und Deutsche dürfen diese Sprache nur noch in den Mund nehmen, wenn sie über 70 Jahre, a. o. Professoren sind und Sprachvergleichung daheim betreiben. Die Regierung hat heute mit starker Phantasie engagiert, die ein Mittel erfinden sollen, etwa durch einen Vajillus die polnische Sprache ein für allemal auszurotten. Auch die polnischen Melodien werden verboten, die armen mechanischen Spielwerke, die sie herunterleiern, werden gemetzelt, wie die armen Kindlein unter Herodes. Gnefener Strafkammer heißt die geeignete Anstalt, die den Kampf mit den Polypbonplatten aufgenommen hat, die polnische Lieder enthalten. 400 Platten, die das immer noch schöne Lied „Ach ist Polen nicht verloren“ spielen sollten, werden verrungert, in Atome aufgelöst und für immer verflucht. Weiter ging's nicht. Auch wird bald ein Steckbrief erlassen werden hinter dem unbekanntem Verfasser und Vertoner des Liedes. Daß Chopin und ähnliches Gelichter noch in preussischen Konzerten — vorgestern hörten wir erst An'sorge das deutsche Volk damit vergiften — geduldet wird, ist ein Skandal, dem nur eine Novelle zur neuen Polenvorlage ein Ende machen kann.

— Was kostet eine Bühneneinrichtung? In Wildenbrunn „Rabensteinerin“, die im Wiener Burgtheater aufgeführt wurde, kommt eine große Einrichtungszene vor. Ein Wiener Blatt hat ausgerechnet, was die dem Theater für Kosten bereitet. Die Szene spielt in Augsburg, wo die Einrichtungen öffentliche waren. Dem Burgtheater erwachsen aus der Darstellung folgende Spesen:

Die vier Solodamen in der Hanslaube (Loggia) . . . . .	60 K.
60 engagierte Statisten und Statistinnen (Patrizier von Augsburg) a 2 Kronen . . . . .	120 „
240 speziell aufgenommene Statisten und Statistinnen (Volk von Augsburg) a 1,20 K. . . . .	288 „
Der Freimann (Spielhonorar) . . . . .	90 „
Summa	498 K.

Also die Einrichtung, die dabei nicht einmal zustande kommt, erfordert einen Aufwand von beinahe 500 Kronen, wenn sie gehörig inszeniert worden. Das Beispiel gibt eine Vorstellung davon, welcher Massen von Menschen die großen Spektakelstücke und die großen Bühnen bedürfen.